Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 25 (1935)

Heft: 29

Artikel: Der wunderliche Berg Höchst [Fortsetzung]

Autor: Huggenberger, Alfred

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-645333

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 29 - 25. Jahrg. Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern 20. Juli 1935

Tausend Wunder, tausend Farben. Von Johanna Siebel.

Tausend Wunder, tausend Farben
Aus des Lebens tiefen Gründen
Und von seinen Blütenauen
Möchte unser Sinn ergründen.

Doch wie sehr wir uns auch mühen,
Form und Farben zu verstehen
Und uns tastend vorwärtstreiben:
Immer bleibt's ein Flügelwehen.

Flügelwehen eines Falters,
Der in seinem kurzen Leben,
Ueber Wiesen, über Schründen
Taumelt und ein Blatt macht beben.

Flügelwehen eines Falters,
Das den Duft kann leise streifen,
Doch nicht einer einzigen Blume
Wunder völlig kann begreifen.

Der wunderliche Berg Höchst. Roman von Alfred Huggenberger.

Copyright by L. Staackmann Verlag G. m. b. H., Leipzig. 7

Beim Höflein zur Haberen steht die Witfrau des beim Holzen verunglückten Sali Gutknecht auf dem Stiegentritt und ruft ihn an:

„Wo 'naus, Heiri, wo 'naus?"

Nun, Bescheid muß man doch geben, wenn man im Anstand gefragt wird. Dazu ist die Witfrau Brene gar nicht übel beieinander gewesen und kaum ein Jahr älter als er. Ist er also stillgestanden und hat die Brene mit schiefgedrehtem Kopf ein bißchen ins Auge genommen.

„Ich geh ap! Den Berg könnt ihr behalten."

„Das Wohin darf man scheint's nicht erfahren", kommt es von der Stiege zurück. „Läufst du etwa bloß der Nase nach, ins Blaue hinein?"

„Nach Australien geht's, wenn dich jemand fragen sollte."

„Ist das weit?"

„Du bist ja so lang wie ich in die Schule gegangen."

„Jetzt möcht' ich nur noch aus dem Wunder kommen, ob heut der letzte Tag ist, wenn man nach Australien will."

„Es fährt nicht bloß ein Schiff auf dem Meer", gibt der Heier zurück.

Die Brene besinnt sich auch nicht lang. „Dann könntest du vorher noch ein gutes Werk tun: du könntest mir die Tobelwies abmähen, es ist mir da fast zu steil. Das andere bringe ich dann schon fertig."

„Also. Macht man das."

Der Heier legt sein Bündel in den Schopf, dengelt eine Sense und fängt an zu mähen. Die Sonne brennt heiß an die steile Halde, er mäht. Mittagessen in der freundlichen Stube. Er dengelt und mäht wieder. Brene und die nicht ganz kluge Schwester ihres Mannes zetteln und wenden das Gras. Einesmals steht die Witfrau hinter ihm. „Nur g'stät, es reicht jetzt schon. Auf einen Tag wird's dir nicht ankommen, Australien springt nicht fort. Wie wollten wir das viele Heu morgen eintragen, ich und die Gritt?"

Heiri putzt das Sensenblatt mit einem Graswisch blank und schafft mit Gabel und Rechen. Er besieht sich nebenbei das Holz, das die Steilwiese unten begrenzt. „Schön Holz", rühmt er. „Jetzt, bei den guten Preisen, könnte man einen Teil herausnehmen, der junge Nachwuchs ist gut."

Die Brene nickt nur so wie nebenbei. „Mit der Abfuhr hätte es auch keine Not, seitdem der Bodenweg am Bärenbach gemacht ist. Aber wen wollt' ich jetzt anstellen, der beim Fällen auch richtig auf das Jungholz achtgibt? Muß man halt zuwarten, der Bub ist erst vier Jahre." „Schön Holz", wiederholt der Heier und schafft weiter. Das halbdürre Heu wird gegen Abend zu kleinen Mahden eingerecht, und Heier mäht wieder. „Auf einen Tag kommt's mir nicht an."

„Was kostet eigentlich das Schiff, wenn einer nach Australien fahren will?" frägt Breni nach dem Abendessen, während die Gritt draußen in der Küche hantiert und manchmal halblaut mit sich selber spricht. Er weiß ihr nicht genau Aufschluß zu geben. „Das wird halt schon ein wenig

auf den Wind ankommen; aber man hat mir in Schönau auf der Sparkasse gesagt, als ich mein Geld holte, es werde schon so um die sechshundert Steine herum rumpeln."

Sie schlägt die Hände zusammen. „Ein Sündengeld! Mit so viel wäre mir für alle Zeit geholfen. Ich darf mich ja, was die Schulden angeht, jeden Abend getrost ins Bett legen; aber bares Geld kommt einem nicht ins Haus geregnet. Das Waisenamt plagt mich nämlich, ich soll der Gritte 700 Franken in die Kasse tun. Nun — bis Jakobi habe ich noch Zeit, bis dahin wird sich vielleicht Rat finden lassen."

Der Heier ist im stillen überzeugt, der Rat sei schon halb und halb gefunden. Auf seinem Lager in der Dachkammer fällt ihm ein, daß schon viele Auswanderer den Schifflohn mit Kohlenschaufeln verdient hätten. Er betrifft sich nachher unversehens auch noch über einer andern Erwägung, ohne jedoch aus dem etwas verworrenen Gespinst einen rechten Faden herausbringen zu können. „Jetzt denkt sie unten im Bett vielleicht an das gleiche", geht es ihm vor dem Einnicken durch den Kopf.

Morgens, früh mit dem Tag, mäht er wieder. Als die Brene um sechs Uhr zu Tische ruft, steht auf der Tobelwies kein Halm mehr. Wie der Heier mit der Sense auf der Schulter am Hause hingeht, kann er sich's nicht versagen, einen der Webkellerläden etwas in die Höhe zu heben. Wenn ein Webstuhl unten gestanden hätte, wäre er wohl nach dem Morgenessen nach Australien weitergereist.

„Ob er nicht noch einen Tag, einen allereinzigen Tag bleiben würde?" fragt und bittet Brene, während sie ihm den duftenden Eierkuchen neben das Kaffeetöpfchen hinstellt.

„Was ich abgemäht habe, das trage ich auch noch ein", sagt er ohne aufzusehen. Er hat seine Augen vorhin, als sie Milch und Brot auftrug, verstohlen ein bißchen an ihr auf und ab spazieren lassen und weiß in Gedanken noch ganz gut um ihr Wesen Bescheid.

Das Wetter läßt sich herrlich an, man kann gleich nach dem Mittagessen mit Eintun anfangen. „Du machst so verrückte Bürden", meint Brene, als sie ihm wieder einmal beim Binden zusieht.

„In Australien kann ich eineweg kein Heu eintragen", erwiderte er nach einigem Besinnen. „Da muß ich doch mit meiner Kraft vorher noch einmal so recht den Großen machen."

Sie lächelt, es ist ein etwas geheimtuerisches Lächeln, das er gleichwohl zur Hälfte versteht. Die vier Augen schließen über die duftende Heubürde hinweg den ersten, knappen Bund.

Nun steht er schon mit der schweren Last auf den Beinen und wirft sie mit gewaltigem Ruck auf dem Nacken zurecht. Sie streift flink die herabhängenden losen Halme ab; da kommen unter dem Heuversteck hervor ein paar sehr gewichtige Worte:

„Australien liegt weit. Morgen ist mein letzter Tag hier — es wäre denn, du sagtest, ich solle dableiben. Halt nicht bloß als Knecht, du weißt schon, wie ich es meine."

Sie braucht nicht lange nachzugrübeln. „Willst du nicht zuerst die Bürde hinauftun und dann nachher zu mir in die Stube kommen?"

„Nein, jetzt will ich es wissen — da unter Gottes Heu, in dieser Minute!"

Er dauert sie wahrhaftig unter seiner Last, sie darf ihn nicht lange hinhalten. „O du! — Ich habe dich ja schon gern gesehen, als der Sali noch das Leben hatte. Ist vielleicht stark Sünde gewesen, aber du hättest es — im andern Fall — sicherlich nie zu wissen bekommen."

Da wirft er die Bürde kurzerhand ab und nimmt das Breni in die Arme. Das geht so schnell, daß sie ihm nicht hätte aus dem Weg gehen können, auch wenn es ihr daran gelegen gewesen wäre. Es schickt sich ihr freilich nur für einen Augenblick, sie läßt sich mit Not zu einem Kuß herbei. „Eh — du Junggesell, du bist noch nicht in Australien!"

Schon schafft sie wieder mit dem Rechen, als ob ein Wetter übers Bärentobel heraufzöge, und der Heier sieht sich nach seiner Bürde um, die den Rain hinab ins Unterholz hineingekollert ist. Kaum hat er sie aus den Stauden herausgetrohlt, so taucht auch schon die Gritt mit dem Büblein an der Hand am Gupf drüben auf. „Siehst du nun!" ruft ihm Breni mit gedämpfter Stimme zu. „Du mußt fürderhin schon etwas gelassener tun, denn so eine will ich einstweilen vor den Leuten noch nicht sein."

Dem Heier läuft die Arbeit nachher erst recht wie geölt aus den Händen. Einmal sagt er zu seiner Meisterin im verstohlenen: „Du, Breni, ich habe beim Hinaufsteigen manchmal so ein Gefühl. Es ist mir gar nicht zumut, als ob ich fremdes Heu auf dem Buckel hätte."

Mit dem Einschlafen hapert es diese Nacht, obwohl es am Müdesein nicht fehlt. Einmal pickt ihn der Gwunder so stark, daß er sich halb anzieht und barfuß die zwei Stiegen hinabgeht. Bei der untern knarren die Tritte recht unverschämt, als wollten sie einen Dieb verraten. Er muß immer wieder stillstehen und sich auf den Rückzug besinnen.

Endlich steht er doch in der stockdunklen Stube. Die Wanduhr tickt hart, sie ist in diesem Augenblick sein böses Gewissen:

Tick—tack—Lumpenpack!
Nink—pink—schäm—dich—Fink!

Zweimal hat er die Knöchel gespitzt, um an die Türe zu pochen — erst das drittemal gibt er einen leisen Ton, vor dem er doch wie ein Verbrecher zusammenfährt.

Stille im Haus, keine Maus regt sich.

Soll er zum zweitenmal klopfen? Nein. Jetzt würde er selber erschrecken, wenn ein Laut aus der Kammer käme. Er drückt sich hinaus, die Türe hat er vorsorglich offen gelassen. Fast eine halbe Stunde läßt er sich Zeit, Stufe um Stufe in seinen Verschlag hinaufzusteigen. Jetzt kann er schlafen wie einer, der ein gutes Werk getan hat.

Die Brene fragt am andern Tag, während sie ihrem Mähder auf der Steinhangwiese einen Trunk einschenkt: „Du, Heiri — bist du nicht in der Nacht in der Stube gewesen?"

Er muß sich verlegen abwenden. „Ich habe gedacht, du ersorgest dich jetzt wieder bis zum hellen Morgen wegen dem Geld. Da wollte ich dir nur schnell sagen, daß du die siebenhundert Franken für die Gritte von mir haben könnest."

„Ich habe dir das zugetraut, Heiri", gibt sie zurück. „Denn ich weiß, daß du ein Guter bist. Wenn wir nicht da auf der Wiese wären, wollte ich dir jetzt einen Kuß geben. Du bekommst ihn dann aber doch, es wird sich schon einmal schikken. Ich will es dir jetzt bekennen, ich habe das Klopfen gehört. Einen Augenblick habe ich ans Aufmachen gedacht. Aber ich habe halt am Abend den Buben ein wenig zu mir ins Bett genommen. Da ist er mir dann eingeschlafen, und ich konnte es nicht übers Herz bringen, ihn zu wecken. Gelt, du nimmst mir das nicht übel?"

„Wenn ich dir das übelnähme, dann würdest du mich besser nach Australien schicken." — —

Fünf oder sechs Tage lang haben wir daheim auf der Wehrtanne nicht gewußt, daß der Heier nur bis zur Haberen hinabgekommen ist. Eines Abends beim Nachtessen hat die Mutter sich seinetwegen besonders schwer gehärmt. „Ach — jetzt ist der Heinrich vielleicht schon auf dem großen Weltmeer, ich hab' eine Ahnung, daß ihm das Heimweh fast den Tod gibt. Oh — wenn er gar in seiner Not ins Wasser springen würde! Und die Haifische schwimmen um das Schiff herum mit ihren aufgesperrten Rachen, wo man mit einem Fuder Heu einfahren könnte!"

Da bringt der Schang vom Kirschgraben einen Brief, den der Bote dort für uns abgegeben. Ich habe die Schrift gleich erkannt. Der Brief war nur auf ein ausgerissenes Schulheftblatt geschrieben, er lautete:

Liebe Eltern und Geschwister! Ich bin denn also glücklich in Australien angelangt, die Gegend gefällt mir gut, und ich gedenke zu bleiben. Wenn Ihr mir schreiben wollt, so ist die Adresse: Frau Witwe Verena Gutknecht, geborene Mäder, auf der Haberen, Post Steiniggrund. Von wem, werdet Ihr wohl erraten.

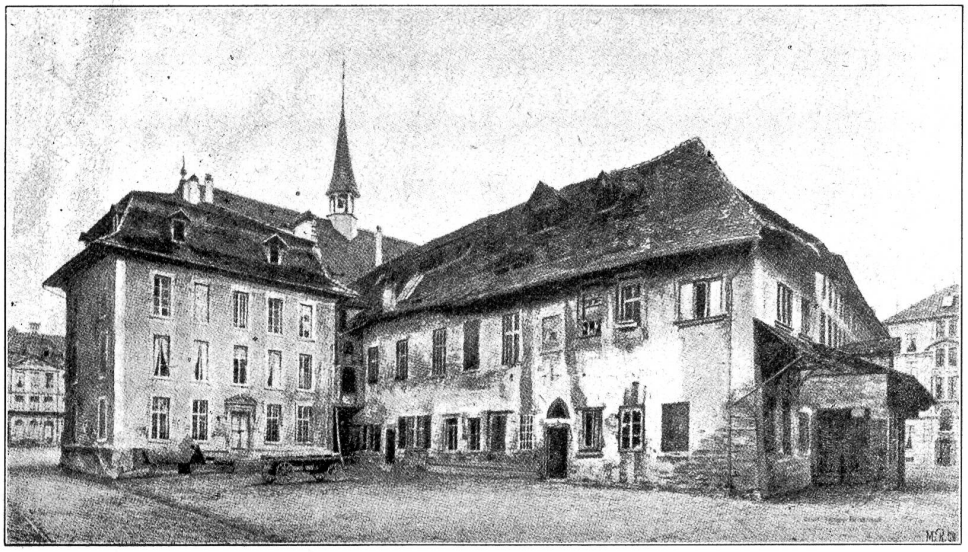
Der Vater ist gleich am andern Tag hinabgegangen und hat dem Nichtsnutz die 500 Franken wieder abnehmen wollen; aber die sind schon in einem andern Säckel gewesen. Zu mir hat der Heier, wie er nach dem Heuet als Verlobter mit seiner Vrene zum erstenmal heim auf Besuch kam, hinterm Hause gesagt: „Du, Urech, wenn du von Australien eine Ahnung hättest, du würdest schon morgen dorthin abdampfen. Ich behaupte steif: es kann keine zweite Welt geben, auf der es so unglaublich kurzweilig ist, wie auf der unsrigen. Eine Angst kann man schier bekommen vor den vielen, vielen Jahren, von denen immer eines noch schöner als das andere sein wird."

Es ist wohl nicht zu verwundern, daß der Heier dann noch auf Jahre hinaus der Australier hat sein müssen, wie denn ja das Höflein auf der Haberen noch heut scherzweise Australien heißt." — —

M. v. Schwind: König und Nixe.

Hannes Fryner hat dem Erzähler mit geteilter Aufmerksamkeit zugehört. Er weiß wahrhaftig nicht, wie er jetzt den Rank zu seinem Bekenntnis finden soll.

Tief zu den Füßen der beiden Männer liegt, fast wie ein Kinderspielzeug in die frühlingshellen Wiesen hineingestellt, das Gehöfte zum Heiletsboden. „So, jetzt hat sich die Sonne doch endlich auch wieder auf ihr Stiefkind besonnen", meint Urech Leu nach einer Weile. Ja — das wird der Ros im Anfang schon nicht ganz gefallen: so drei Monate im Winterschatten zu sein. Aber auf dem Ueberschyn geht es ja noch länger. Und sie wird wohl, wie daheim, mehr ans Schaffen denken, als an die Lustbarkeit.



Ostfront des ehemaligen Dominikaner-Klosters in Bern; in dem Gebäude links ist gegenwärtig die städtische Feuerwehr untergebracht.

Es gibt wieder eine kurze Pause. Da platzt Hannes Fryner mit einem schweren Wort in die Stille hinein:

Die Ros muß sich nicht an den Winterschatten gewöhnen."

Der Wehrtanner sieht ihn mit großen Augen an. „Du wirst doch nicht etwa gar verkaufen und ab dem Berg gehen wollen? ..."

„Nein, so etwas habe ich nicht im Sinn. Aber mit uns zweien, mit der Ros und mit mir, ist es für heut und immer aus."

Urech Leu schießt von seinem Sitze auf. In seinen Augen ist ein böses Feuer.

„Bist du verrückt?"

Hannes bleibt ruhig sitzen. „Ich bin nicht verrückt, ich weiß, was ich sage. Es hat sich kaum je einer so viel Mühe gegeben, ein Mädchen gern zu haben. Ich würde es nie fertig bringen. Sie ist auch nicht darnach."

Der Wehrtanner sucht jetzt etwas einzulenken. „So nimm doch Vernunft an! Sie hat das Weinlein nicht vertragen können, und da ist es ihr halt aufgerochen, wie du mit der Hex von Kellnerin im Störchli gemogelt hast. Nimm dich nur selber bei der Nase, und bitt' im Anstand bei ihr ab. Es haben schon größere Herren zum Kreuz kriechen müssen, eh' sie wieder zu Gnaden angenommen worden sind. Ich will dir schon zum besten reden. Und wegen dem Holz dahinten — er wirft einen Blick auf eine der mächtigen Randtannen — wegen dem Holz ließe sich auch Rat schaffen. Ich weiß, daß du es gern hättest, und wollte es dir um einen Vetterpreis geben; für meinen Buben ist Wald genug da." (Fortsetzung folgt.)

Wie es früher um die Berner Feuerwehrkaserne herum aussah.

Die Feuerwehrkaserne von heute ändert in kurzer Zeit ihre Bewohner und ihre Bestimmung: neue Bauten auf dem Spitalacker werden die Feuergerätschaften aufnehmen und unsern Feuerwehrleuten als Lokalitäten dienen. Und wieder einmal werden die Räumlichkeiten des alten Baues, der sich uns in den Weg stellt, wenn wir zum Stadttheater oder zum Polizeigebäude hinüber eilen wollen, und der nur durch eine schmale Passage von der Französischen Kirche getrennt ist; andern Zwecken zugeführt.

Wie alt mag wohl die Feuerwehrkaserne sein? fragen wir uns unwillkürlich; denn daß das Haus mit dem schönen französischen Dach mehrere Jahrhunderte hinter sich hat, auch erst in neuerer Zeit die breiten Flügeltore auf der Nägeligaßseite erhielt, das zeigt sich auf den ersten Blick. Ueber der Haustüre ist die Jahrzahl 1700 eingemeißelt. Viele aber wollen wissen, daß das Haus viel älter ist, sein Dach erst im Laufe der Jahre in der jetzigen Form erhalten habe, und daß auch die Anordnung der Fenster eine andere gewesen sein muß.

Vielfach wird auch behauptet, die Feuerwehrkaserne sei ein Ueberbleibsel des ehemaligen Predigerklosters, das stehen gelassen wurde, weil es als Spital benützt wurde.

Von all diesen Behauptungen ist verschiedenes richtig. Auf dem Sickingerschen Stadtplan von 1607, auf dem das Predigerkloster in seiner ganzen Anlage eingezeichnet ist, kann von diesem Hause nichts wahrgenommen werden. Dagegen zeigt der Stadtplan aus Merians Topographia Helvetiae ein Haus mit den Grundrissen der Feuerwehrkaserne an deren heutigem Standort. Der vermutlich von Albrecht Stürler kurz vor 1738 gezeichnete Plan zeigt dieses Haus ganz deutlich und bezeichnet es als „des Weibels Roder Logement". Chroniken benennen es die Wohnung des Verwalters. Nachdem der Spitalverwalter 1741 daraus ausgezogen, berichtet H. Türler in Bern, Bilder aus Vergangenheit und Gegenwart*), zog 1757 Pfarrer Bertrand ein. Weiter meldet Türler, daß das Haus vor dem Bau des Kornhauses neben der Wirtschaft zum „Anker" gestanden habe und 1722 von Frau Schultheiß Fischer in das Eigentum der Obrigkeit übergegangen sei. Diese hätte das erst 1688 erstellte Gebäude einfach an die jetzige Stelle versetzt. So ist denn möglich, daß das Haus auf den Fundamenten eines früheren Gebäudes, das zum Komplex der Klosterbauten gehörte, aufgebaut ist.

Den verschiedensten Zwecken hat die Feuerwehrkaserne im Laufe der Jahrhunderte gedient. Es wurde den Refugianten, also den aus Frankreich geflüchteten Hugenotten zugewiesen. Dann erhielt die französische Kirchgemeinde das Haus als Pfarrhaus zugewiesen. Dann wieder war es Spital, — in neuerer Zeit gehörte es zur Reitschule, an die sich noch ältere Leute erinnern. Eine Zeitlang hatte der Lebensmittelinspektor seine Räume in einem seiner Stockwerke. Und was es aufnehmen wird, wenn einmal die Feuerwehr es verlassen hat, das ist noch unbestimmt.

Der Zauber einer großen und bewegten Vergangenheit ruht auf der Feuerwehrkaserne, und ruft die Erinnerung an Verschwundenes wach. Und heute, da uns nur mehr weniges mehr an das, was einstmals war, knüpft, bedauern wir, daß vom Predigerkloster nichts mehr übrig gelassen wurde als die freilich sehr interessante Prediger- oder Französische Kirche und die Feuerwehrkaserne. Dem Bau des

*) Verlag Kaiser & Co. A.-G., Bern.